Denis Diderot
Philosophische Schriften

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2084

Die Aufklärung hat nicht nur die Ideen der Gleichheit und Freiheit propagiert und die sinnliche Erfahrung zur einzigen Quelle von Wissen erklärt: In Frankreich hat sie auch das Projekt des Materialismus wiederbelebt und zu einem neuen Höhepunkt geführt. Denis Diderot ist einer der radikalsten und originellsten Vertreter dieses aufklärerischen Naturalismus. Er verfolgt die Idee, daß der Mensch nichts anderes als ein Teil einer dynamischen, sich verändernden natürlichen Welt ist, mit erstaunlicher Offenheit und Lust am gedanklichen Experiment durch alle Bereiche der Philosophie hindurch. Der Band enthält die zentralen philosophischen Schriften Diderots und führt kompakt in sein Denken ein.

Alexander Becker ist Professor für Theoretische Philosophie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Zuletzt erschienen: *Platon*, *Theätet* (stb 9) und *Musikalischer Sinn* (stw 1826, hg. zus. mit Matthias Vogel).

Denis Diderot
Philosophische Schriften

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Alexander Becker

Aus dem Französischen
von Theodor Lücke

Suhrkamp

Die Übersetzungen der in diesem Band
abgedruckten Schriften Diderots entstammen der Ausgabe:
Denis Diderot, *Philosophische Schriften.* Zwei Bände.
Hrsg., aus dem Französischen von Theodor Lücke. Band 1
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin, 1961

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2084
Erste Auflage 2013
© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2013
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-29684-4

Inhalt

Vorwort 7

Denis Diderot, Philosophische Schriften

Brief über die Blinden, zum Gebrauch für die Sehenden 11
Index 72

D'Alemberts Traum 78
I Fortsetzung einer Unterhaltung zwischen d'Alembert und Diderot 78
II D'Alemberts Traum 93
III Fortsetzung des vorhergehenden Gesprächs 146

Nachtrag zu »Bougainvilles Reise« oder Gespräch zwischen A und B über die Unsitte, moralische Ideen an gewisse physische Handlungen zu knüpfen, zu denen sie nicht passen. 155
I Beurteilung der Reise Bougainvilles 155
II Die Abschiedsrede des Greises 162
III Unterhaltung zwischen dem Schiffskaplan und Oru 169
IV Fortsetzung des Zwiegesprächs zwischen A und B 191

Alexander Becker, Nachwort

Diderot und das Experiment des Naturalismus 205
I Aufklärung und Naturalismus 205
II Aufklären, ohne zu sehen: der *Brief über die Blinden, zum Gebrauch für die Sehenden* 213
Die Einleitung des Briefes 213
Zum Aufbau des Briefes 215
Der Besuch beim Blinden von Puiseaux 216
Die Geometrie der Blinden 218
Das Gespräch zwischen Saunderson und Holmes 223

Molyneux' Problem 225
III Die Materie in Aktion: *D'Alemberts Traum* 231
Vorbemerkung 231
Fortsetzung einer Unterhaltung zwischen d'Alembert und Diderot 233
D'Alemberts Traum 241
Fortsetzung des vorhergehenden Gesprächs 250
Nachbemerkung 255
IV Die guten Wilden und die gute Natur: der *Nachtrag zu Bougainvilles Reise* 257
Zum Kontext 257
Das erste Gespräch zwischen A und B 259
Der tahitianische Greis und Oru 260
Das zweite Gespräch zwischen A und B 266
V Schluß: Der Philosoph im Naturalismus 268

Anhang

Zeittafel 273
Chronologische Übersicht über die Werke Diderots 275
Literaturhinweise 279

Vorwort

Der vorliegende Band versammelt drei zentrale philosophische Schriften von Denis Diderot: den *Brief über die Blinden, zum Gebrauch für die Sehenden* von 1749, *D'Alemberts Traum* von 1769 sowie den *Nachtrag zu Bougainvilles Reise* von 1772.

Die Texte erscheinen in der Übersetzung von Theodor Lücke aus dem Jahr 1961, die anhand der neuen Gesamtausgabe der Werke Diderots, die unter der Federführung von H. Dieckmann und J. Varloot seit 1975 in Paris erscheint,[1] überarbeitet sowie mit neuen Anmerkungen versehen wurde.

Die hier präsentierte Auswahl stellt nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Werk Diderots dar. Seine Schriften zur Ästhetik und zur Politik fehlen ebenso wie seine Beiträge zur *Encyclopédie* oder der Dialog *Rameaus Neffe*, von seinen literarischen Werken ganz zu schweigen. Die Auswahl ist also keineswegs repräsentativ für Diderots Schaffen im ganzen. Aber da sie einen weiten Bereich klassischer philosophischer Themen erfaßt – von der Erkenntnistheorie über die Metaphysik bis zur Moral –, und da sie auch den Autor Diderot in verschiedenen Formen seines Schreibens vorstellt, sollten die Texte geeignet sein, in das Denken Diderots einzuführen und nicht nur einen herausragenden Vertreter des philosophischen Naturalismus und der Aufklärung, sondern auch einen der originellsten Autoren der europäischen Philosophiegeschichte vorzustellen.

1 Im folgenden werden die Bände dieser Ausgabe mit »OC« abgekürzt.

Denis Diderot, Philosophische Schriften

Brief über die Blinden, zum Gebrauch für die Sehenden

Possunt, nec posse videntur.[1]

Ich ahnte wohl, Madame, daß der Blindgeborene, dem Herr von Réaumur[2] erst kürzlich den Star gestochen hat,[3] uns nicht das lehren würde, was Sie wissen wollten; doch hatte ich nicht so viel Voraussicht, auch zu ahnen, daß weder er noch Sie daran schuld sein würden. Ich habe seinen Wohltäter durch meine Person, durch seine besten Freunde, durch Komplimente, die ich ihm machte, zu gewinnen versucht; wir haben dadurch nichts erreicht, und der erste Verband wird nun ohne Sie abgenommen werden. Hohe Persönlichkeiten hatten die Ehre, zusammen mit den Philosophen von ihm zurückgewiesen zu werden; kurz, er wollte den Schleier nur vor einigen belanglosen Augen fallen lassen. Wenn Sie neugierig darauf sind, warum dieser tüchtige Akademiker so heimlich Experimente anstellt, die – Ihrer Meinung nach – nicht zu viele aufgeklärte Zeugen haben dürfen, so antworte ich Ihnen, daß die Beobachtungen eines so berühmten Mannes weniger der Zuschauer bedürfen, wenn sie gemacht werden, als der Zuhörer, sobald sie gemacht sind. Ich bin also auf meine ursprüngliche Absicht zurückgekommen, Madame. Da ich auf ein Experiment verzichten mußte, bei dem meiner Ansicht nach kaum etwas für meine oder Ihre Belehrung zu gewinnen war, aus dem Herr von Réaumur aber zweifellos einen weitaus größeren Vorteil ziehen wird, so begann ich mit meinen Freunden über die wichtige Frage, um die es dabei geht, zu philosophieren. Wie glücklich würde ich sein, wenn der Bericht über eine unserer Unterhaltungen Ihnen das Schauspiel ersetzen könnte, das ich Ihnen allzu leichtsinnig versprochen hatte!

An demselben Tag, an dem der Preuße[4] die Staroperation an der

1 »Sie können es, obgleich sie es nicht zu können scheinen.« Es handelt sich um ein abgewandeltes Zitat aus Vergils *Aeneis* (5. Buch, Vers 231). Im Original heißt es: *Possunt, quia posse videntur* (»Sie können es, weil sie es zu können scheinen«).

2 René-Antoine Ferchault de Réaumur (1683-1757).

3 Über die Praxis und Rezeption der Staroperationen im 18. Jahrhundert siehe Tunstall, *Blindness and Enlightenment*, London 2011, S. 1-12.

4 Wie aus dem Index hervorgeht, handelt es sich um den preußischen Augenarzt

Tochter Simoneaus vollzog, suchten wir den Blindgeborenen aus Puiseaux[5] auf und fragten ihn aus. Das ist ein Mann, dem es nicht an gesundem Verstand fehlt, den viele Leute kennen, der etwas von Chemie versteht und der mit einigem Erfolg die Vorträge über Botanik im Jardin du Roi[6] gehört hat. Er stammt von einem Vater, der an der Pariser Universität unter Beifall Philosophie gelehrt hat. Er besaß ein ansehnliches Vermögen, mit dem er die Sinne, die er noch hatte, leicht hätte befriedigen können; doch überwältigte ihn in der Jugend die Vergnügungssucht. Man mißbrauchte seine Neigungen; seine häuslichen Angelegenheiten gerieten in Unordnung, und so zog er sich in eine kleine Provinzstadt zurück, von der er nun jedes Jahr eine Reise nach Paris macht. Er vertreibt dort Liköre, die er selber destilliert und mit denen man sehr zufrieden ist. Diese Umstände, Madame, sind zwar ziemlich unphilosophisch, aber eben deshalb recht geeignet, Ihnen klarzumachen, daß die Person, von der ich Ihnen erzähle, keine Phantasiegestalt ist.

Wir trafen gegen fünf Uhr abends bei unserem Blinden ein und fanden ihn damit beschäftigt, mit Hilfe erhabener Buchstaben seinen Sohn das Lesen zu lehren. Er war erst vor einer Stunde aufgestanden; denn Sie müssen wissen, daß der Tag für ihn anfängt, wenn er für uns aufhört. Er pflegt seine häuslichen Angelegenheiten zu erledigen und zu arbeiten, während die anderen ruhen. Um Mitternacht stört ihn nichts und fällt er niemandem zur Last. Seine erste Sorge ist, alles aufzuräumen, was man im Lauf des Tages von seinem Platz entfernt hat; und wenn seine Frau erwacht, findet sie gewöhnlich das Haus in Ordnung. Die Schwierigkeit, die die Blinden bei der Suche nach abhanden gekommenen Dingen haben, macht sie ordnungsliebend; und ich habe bemerkt, daß diejenigen, die vertraulich mit ihnen verkehrten, diese Eigenschaft teilten, sei es infolge des guten Beispiels, das die Blinden geben, sei es aus

Hillmer. Ausführliche Informationen zu ihm finden sich in: Aloys Henning, *Die Affäre Hillmer: Ein Okulist aus Berlin in Petersburg* 1751. Frankfurt a. M. 1987.

5 Städtchen in der Provinz Gâtinais. [Anm. im Original.]

6 Der Jardin du Roi (der heutige Botanische Garten) wurde seit 1739 von Georges-Louis Leclerc de Buffon geleitet und zu einer Konkurrenzinstitution zur Académie Royale aufgebaut, zu deren Direktor in diesen Jahren immer wieder Réaumur ernannt wurde. Buffon und Réaumur vertraten auch unterschiedliche Auffassungen der Natur; während Buffon versuchte, materialistische Modelle der Entstehung der Lebewesen zu entwerfen, blieb für Réaumur die Natur letztlich ein göttliches Wunder.

menschlichem Mitgefühl, das man mit ihnen hat. Wie unglücklich wären die Blinden ohne die kleinen Aufmerksamkeiten derjenigen, die sie umgeben! Wie beklagenswert wären wir selbst ohne solche Aufmerksamkeiten! Große Dienste sind wie große Gold- oder Silberstücke, die zu verwenden man selten Gelegenheit hat; kleine Aufmerksamkeiten aber sind wie Kleingeld, das man immer zur Hand hat.

Unser Blinder beurteilt recht gut Symmetrien. Die Symmetrie, vielleicht schon unter uns eine Sache der bloßen Konvention, ist ganz sicher in vieler Hinsicht eine solche zwischen einem Blinden und den Sehenden. Der Blinde lernt den Begriff des Schönen dadurch richtig anwenden, daß er mit dem Tastsinn die Anordnung untersucht, die wir von den Teilen, die ein Ganzes bilden, verlangen, wenn wir das Ganze schön nennen sollen. Aber wenn er sagt: »Das ist schön«, urteilt er nicht selbst; er gibt nur das Urteil der Sehenden wieder. Was tun denn sonst drei Viertel von denjenigen, die über ein Theaterstück entscheiden, nachdem sie es gehört haben, oder über ein Buch, nachdem sie es gelesen haben? Schönheit ist für einen Blinden nur ein Wort, wenn sie von der Nützlichkeit getrennt ist, und wie oft entgeht ihm, da er ein Organ weniger hat, das Nützliche an den Dingen! Sind die Blinden nicht sehr zu bedauern, weil sie nur das Brauchbare für schön halten? Wie viele bewundernswerte Dinge gehen ihnen verloren! Für diesen Verlust entschädigt sie nur *ein* Gutes: daß sie nämlich Ideen über das Schöne haben, die zwar weniger umfassend, aber dafür deutlicher sind als die Ideen sehr scharfsichtiger Philosophen, die sich darüber ausführlich ausgelassen haben.

Unser Blinder spricht alle Augenblicke vom Spiegel. Sie glauben wohl, daß er nicht weiß, was das Wort Spiegel bedeutet; doch wird er nie einen Spiegel gegen das Licht stellen. Er drückt sich ebenso verständig wie wir über die Vorzüge und Mängel des Organs aus, das ihm fehlt. Obgleich er keine Idee mit den Ausdrücken verbindet, die er gebraucht, hat er doch vor den meisten anderen Menschen wenigstens den Vorzug, sie nie falsch zu gebrauchen. Er diskutiert über viele Dinge, die ihm völlig unbekannt sind, so gut und richtig, daß der Umgang mit ihm jenen Schluß erheblich ins Wanken bringen könnte, den wir alle, ohne zu wissen warum, von dem, was in uns vorgeht, auf das ziehen, was in anderen vorgeht.

Ich fragte ihn, was er unter einem Spiegel verstünde. »Eine

Maschine«, erwiderte er, »die die Dinge in einiger Entfernung von ihnen selbst im Relief wiedergibt, wenn diese in bezug auf sie richtig aufgestellt sind. Es ist wie mit meiner Hand, die ich nicht neben einen Gegenstand legen darf, wenn ich ihn fühlen will.« Wäre Descartes von Geburt an blind gewesen, so hätte er, wie mir scheint, auf eine solche Definition stolz sein können. Ziehen Sie doch, bitte, in Betracht, wie scharfsinnig er gewisse Ideen kombinieren mußte, um so weit zu kommen! Unser Blinder gewinnt nur durch den Tastsinn Kenntnis von den Gegenständen. Er weiß auf Grund des Berichtes anderer Menschen, daß man vermittels des Gesichtssinns die Gegenstände erkennt, so wie sie ihm durch den Tastsinn bekannt sind; jedenfalls ist dies der einzige Begriff, den er sich von ihnen bilden kann. Außerdem weiß er, daß man sein eigenes Gesicht nicht sehen kann, obgleich man es fühlen kann. Der Gesichtssinn, muß er folgern, ist also eine Art Tastsinn, der sich nur auf die von unserem Gesicht verschiedenen und von uns entfernten Gegenstände erstreckt. Übrigens vermittelt ihm nur das Befühlen die Idee des Reliefs. Also, fügt er hinzu, ist ein Spiegel eine Maschine, die uns außerhalb von uns im Relief darstellt. Wie viele berühmte Philosophen sind mit weniger Scharfsinn zu ebenso falschen Begriffen gelangt! Doch wie verblüffend mußte ein Spiegel für unseren Blinden sein! Wie mußte sein Erstaunen zunehmen, als wir ihm mitteilten, es gebe Maschinen, die von derselben Art sind, aber die Gegenstände vergrößern; ferner solche, die sie – ohne sie zu verdoppeln – verrücken, heranholen oder entfernen, die sie wahrnehmbar machen, indem sie ihre kleinsten Teile den Augen der Naturforscher enthüllen; es gebe auch solche, die sie vertausendfachten, und schließlich solche, die sie völlig zu entstellen scheinen. Er stellte uns hundert sonderbare Fragen über diese Erscheinungen. Er fragte uns zum Beispiel, ob mit dem Mikroskop nur diejenigen, die man Naturforscher nennt, und mit dem Teleskop nur die Astronomen sehen könnten; ob die Maschine, welche die Gegenstände vergrößere, größer sei als diejenige, die sie verkleinere; ob die Maschine, die sie heranhole, kürzer sei als diejenige, die sie entferne. Und da er nicht begriff, warum jenes andere Ich, das der Spiegel – seiner Meinung nach – hervortreten läßt, dem Tastsinn entgeht, sagte er: »Das sind also zwei Sinne, die eine kleine Maschine in Widerspruch bringt. Eine vollkommenere Maschine würde sie vielleicht besser in Übereinstimmung bringen, ohne daß

die Gegenstände dadurch realer würden. Eine dritte Maschine, noch vollkommener und weniger trügerisch, würde sie vielleicht verschwinden lassen und uns auf unseren Irrtum aufmerksam machen.«

»Und was sind Ihrer Meinung nach Augen?« fragte ihn Herr von X. »Das ist ein Organ«, antwortete ihm der Blinde, »auf das die Luft ebenso wirkt wie mein Stock auf meine Hand.« Diese Antwort ließ uns aus den Wolken fallen, und während wir uns verwundert ansahen, fuhr er fort: »Ja, wahrhaftig, wenn ich meine Hand zwischen Ihre Augen und einen Gegenstand halte, dann ist die Hand noch für Sie vorhanden, der Gegenstand aber verschwunden. Ebenso geht es mir, wenn ich mit meinem Stock etwas suche und auf etwas anderes stoße.«

Madame, schlagen Sie die »Dioptrik« von Descartes auf.[7] Da finden Sie die Phänomene des Gesichtssinns in Beziehung zu den Phänomenen des Tastsinns gebracht und sehen optische Tafeln mit Abbildungen von Menschen, die sich bemühen, mit Stöcken zu sehen. Descartes und alle, die nach ihm kamen, konnten uns keine deutlicheren Ideen über den Sehvorgang vermitteln, und dabei hatte jener große Philosoph doch in dieser Hinsicht nicht mehr vor unserem Blinden voraus als der gemeine Mann, der Augen hat.

Keiner von uns kam auf den Gedanken, ihn über das Malen und Schreiben auszuforschen. Offenbar gibt es keinerlei Fragen, die seine Art des Vergleichens nicht befriedigend lösen könnte, und ich bezweifle nicht, daß er uns geantwortet hätte: wer zu lesen oder zu sehen versuche, ohne Augen zu haben, gleiche demjenigen, der mit einem dicken Stock eine Stecknadel suche. Wir sprachen mit ihm nur über jene Arten der Perspektive, die den Gegenständen Relief geben und die unseren Spiegeln so ähnlich und doch zugleich so verschieden von ihnen sind, und wir bemerkten dabei, daß sie die Idee, die er sich von einem Spiegel gebildet hatte, sowohl beeinträchtigten als auch ergänzten und daß er versucht war, zu glauben,

7 Die »Dioptrik« hat Descartes als zweiten Teil seines *Discours de la Méthode* 1637 veröffentlicht. Die Abbildung, die Diderot an dieser Stelle in die Ausgabe des Blindenbriefs eingefügt hat, sei »tirée de la Dioptrique de Descartes« In der ersten Ausgabe der »Dioptrik« ist sie jedoch nicht enthalten; in OC Bd. IV, S. 21 wird zudem darauf hingewiesen, daß die Person im Stil der Zeit von Louis XV. gekleidet ist; demzufolge habe Diderot die Abbildung einer zwischen 1724 und 1749 erschienenen Ausgabe des *Discours de la Méthode* entnommen.

Abb. 1

der die Gegenstände malende »Spiegel«, der Maler, male vielleicht, um sie darzustellen, einen Spiegel.

Wir sahen ihn sehr feine Nadeln einfädeln. Darf man Sie bitten, Madame, hier Ihre Lektüre zu unterbrechen und zu erproben, wie Sie an seiner Stelle damit zurechtkommen würden? Falls Sie keinen Ausweg finden, will ich Ihnen den unseres Blinden verraten. Er hält das Öhr der Nadel quer zwischen seinen Lippen, und zwar in der Richtung, die sein Mund hat; dann saugt er mit Hilfe seiner

Zunge den Faden an, der seinem Atem folgt, vorausgesetzt, daß der Faden nicht zu dick für das Öhr ist. Aber in diesem Fall kommt der Sehende kaum weniger in Verlegenheit als derjenige, der des Gesichtssinns beraubt ist.

Er hat ein überaus gutes Gedächtnis für Töne, und uns zeigen die Gesichter keine größere Verschiedenheit, als er in den Stimmen bemerkt. Sie haben für ihn unendlich viele feine Nuancen, die uns entgehen, weil wir nicht das gleiche Interesse an ihrer Beobachtung haben wie der Blinde. Es geht uns bei diesen Nuancen wie bei unserem eigenen Gesicht. Von allen Menschen, die wir gesehen haben, sind wir selbst diejenigen, an die wir uns am schlechtesten erinnern können. Wir studieren Gesichter ja nur, um die Personen wiederzuerkennen, und behalten unser Gesicht nicht in Erinnerung, weil wir nie in die Lage kommen, uns für einen anderen oder einen anderen für uns zu halten. Die Hilfe, die unsere Sinne sich gegenseitig leisten, verhindert übrigens ihre Vervollkommnung. Ich werde noch öfter Gelegenheit haben, diese Bemerkung zu wiederholen.

In diesem Zusammenhang sagte unser Blinder, er würde sich für sehr beklagenswert halten, wenn er jener Vorteile beraubt wäre wie wir, und er wäre in die Versuchung gekommen, uns für höhere Intelligenzen zu halten, wenn er nicht hundertmal gespürt hätte, wieweit wir ihm in anderer Hinsicht nachstünden. Seine Überlegung veranlaßte uns zu einer anderen. Dieser Blinde, sagten wir uns, hat eine sehr hohe Meinung von sich selbst, vielleicht sogar eine höhere als von uns, den Sehenden. Warum sollte also das Tier, wenn es schlußfolgert – woran kaum zu zweifeln ist – und seine Vorteile gegenüber dem Menschen erwägt, die ihm doch besser bekannt sind als die Vorteile des Menschen ihm gegenüber, nicht ein ähnliches Urteil fällen? Er hat Arme, sagt vielleicht die Mücke, aber ich habe Flügel. Er hat zwar Waffen, sagt der Löwe, aber haben wir dafür nicht Krallen? Der Elefant wird uns für Insekten ansehen. Alle Tiere werden uns bereitwillig zugestehen, daß wir eine Vernunft haben, deren Besitz aber ein sehr starkes Bedürfnis nach ihrem Instinkt nicht auszuschließen vermag; doch werden sie sich selbst einen Instinkt zusprechen, in dessen Besitz sie recht gut ohne unsere Vernunft auskommen. Wir haben eine so starke Neigung, unsere Vorzüge zu überschätzen und unsere Mängel zu unterschätzen, daß es beinahe scheint, als sei eine Abhandlung über die Kraft Sache des Menschen und eine Abhandlung über die Vernunft Sache des Tiers.

Irgendeiner von uns kam auf den Gedanken, den Blinden zu fragen, ob er sich nicht freuen würde, wenn er Augen hätte. »Wenn mich nicht die Neugierde beherrschte«, sagte er, »so hätte ich ebensogern lange Arme. Mir scheint, daß meine Hände mich dann über das, was auf dem Mond geschieht, besser unterrichten würden als eure Augen oder eure Fernrohre. Außerdem hören die Augen eher auf zu sehen als die Hände zu fühlen. Es wäre also für mich wertvoller, wenn man bei mir das Organ vervollkommnete, das ich besitze, als wenn man mir jenes Organ gäbe, das mir fehlt.«

Unser Blinder wendet sich einem Geräusch oder einer Stimme so sicher zu, daß ich nicht bezweifle, daß eine derartige Fertigkeit die Blinden sehr geschickt und sehr gefährlich macht. Ich will Ihnen ein Vorkommnis erzählen, das Sie davon überzeugen wird, wie verkehrt es wäre, einen Steinwurf von seiner Seite abzuwarten oder sich einem Pistolenschuß von seiner Hand auszusetzen, selbst wenn er im Gebrauch dieser Waffe wenig geübt wäre. Er hatte in seiner Jugend einen Streit mit einem seiner Brüder, dem es dabei sehr schlecht erging. Gereizt durch verletzende Redensarten, die er von dem Bruder zu hören bekam, ergriff der Blinde den erstbesten Gegenstand, der ihm in die Finger kam, schleuderte ihn nach seinem Bruder, traf ihn mitten auf die Stirn und streckte ihn zu Boden.

Wegen dieser Geschichte und einiger anderer Zwischenfälle wurde er zur Polizei gerufen. Die äußeren Zeichen der Macht, die auf uns einen so lebhaften Eindruck machen, imponieren den Blinden überhaupt nicht. Unser Blinder trat vor den Beamten wie vor einen Menschen seinesgleichen. Drohungen schüchterten ihn nicht ein. »Was werden Sie mit mir machen?« fragte er den Polizeileutnant Hérault. »Ich werde Sie in ein finsteres Verlies werfen«, erwiderte der Beamte. »Ach«, versetzte der Blinde, »ich bin schon fünfundzwanzig Jahre darin.« Was für eine Antwort, Madame! Und was für ein Thema für einen Mann, der so gern moralisiert wie ich! Wir gehen aus dem Leben wie aus einem bezaubernden Schauspiel; der Blinde geht aus dem Leben wie aus einem Kerker. Obwohl wir mehr Freude am Leben haben als er, werden Sie doch zugeben, daß er weniger zu bedauern ist, wenn er sterben muß.

Der Blinde aus Puiseaux schätzt die Nähe des Feuers nach den Hitzegraden, das Maß, bis zu dem Gefäße gefüllt sind, nach dem Geräusch, das die Flüssigkeiten beim Eingießen verursachen, und die Nähe der Körper nach der Wirkung der Luft auf sein Gesicht.

Für die geringsten Veränderungen, die in der Atmosphäre eintreten, ist er so empfindlich, daß er eine Straße von einer Sackgasse unterscheiden kann. Er schätzt vortrefflich das Gewicht der Körper sowie die Hohlmaße der Gefäße und hat sich aus seinen Armen eine so genaue Waage und aus seinen Fingern einen so bewährten Zirkel gemacht, daß ich in den Fällen, in denen es um Fragen des Gleichgewichts geht, immer auf unseren Blinden gegen zwanzig Sehende setzen werde. Die glatte Oberfläche der Körper hat für ihn kaum weniger feine Unterschiede als der Klang der Stimme, und daß er seine Frau mit einer anderen verwechselte, wäre nur zu befürchten, wenn er bei dem Tausch gewänne. Allem Anschein nach müßten jedoch bei einem Volk von Blinden entweder die Frauen gemeinsam oder die Gesetze gegen den Ehebruch sehr streng sein. Die Frauen könnten doch so leicht ihre Männer betrügen, indem sie sich durch ein Zeichen mit ihren Geliebten verständigten!

Er beurteilt Schönheit durch den Tastsinn; das ist verständlich. Doch wie er auch die Aussprache und den Klang der Stimme zu Maßstäben seines Urteils über Schönheit machen kann, ist nicht so leicht zu begreifen. Es ist Aufgabe der Anatomen, uns darüber zu belehren, ob irgendeine Beziehung zwischen den Mund- und Gaumenteilen und der äußeren Form des Gesichts besteht. Er macht kleine Arbeiten auf der Drehbank und mit der Nadel, nivelliert mit dem Winkelmaß, montiert und demontiert gewöhnliche Maschinen, versteht genug von Musik, um ein Stück zu spielen, wenn man ihm die Noten und ihre Werte angibt. Er schätzt viel genauer als wir die Zeitdauer nach der Aufeinanderfolge der Handlungen und Gedanken. Die Schönheit der Haut, die Fülle des Körpers, die Festigkeit des Fleisches, die Vorzüge der Gestalt, der Wohlgeruch des Atems, der Zauber der Stimme, der Reiz der Aussprache sind Eigenschaften, die er bei anderen Menschen sehr zu schätzen weiß.

Er hat geheiratet, um Augen zu haben, die ihm gehören. Vorher hatte er die Absicht, sich mit einem Tauben zusammenzutun, der ihm Augen leihen sollte und dem er als Gegenleistung Ohren bieten wollte. Nichts hat mein Erstaunen dermaßen erregt wie seine eigentümliche Begabung für sehr viele Dinge; doch als wir ihm unsere Überraschung bezeugten, sagte er: »Ich bemerke wohl, meine Herren, daß Sie nicht blind sind. Sie sind erstaunt über das, was ich tue. Und warum staunen Sie nicht darüber, daß ich sprechen kann?« In dieser Antwort, so glaube ich, liegt mehr Philosophie, als